

Unbarmherzig – Auf dem Weg zu den Samaritanern

Christoph Gocke, Februar 2005

Nablus gilt als „Gaza der Westbank“. Das heißt: Nirgendwo ist der Widerstand erbitterter, die Konfrontation härter, die Polarisierung größer. In der Altstadt blockieren Müllberge und Container die Gassen, um israelischen Soldaten die nächtlichen Zugriffe zu erschweren. Der *Checkpoint* Huwwara am Ortseingang ist besonders gefürchtet. Zwei, drei Stunden Wartezeit an diesem Kontrollposten sind normal, und nur mit Sondergenehmigung aussichtsreich. Der anglikanische Diakon ist deshalb schon mit dem Krankenwagen von Ramallah zum Gottesdienst angereist. Doch selbst damit musste er zwei Stunden warten. Viele der rund 110.000 Einwohnerinnen und Einwohner haben die Stadt seit Beginn der zweiten Intifada im Herbst 2000 nicht mehr verlassen dürfen.

Festgesetzt

Als ich eines Nachmittags den nahe bei Nablus gelegenen Berg Gari-zim hinaufsteige, um nach den dort lebenden Samaritanern Ausschau zu halten, stehe ich nach einer Stunde Fußmarsch vor dem recht kleinen Kontrollposten At Tur. Obwohl die Signaljacke samt Kreuz und Friedens-taube mich als „Ökumenischen Begleiter“, als internationalen Helfer ausweist, hebt der Soldat an der Schranke Hand und Gewehr, um mich auf Sicherheitsabstand zu halten. Nie dürfen sich zwei Personen gleichzeitig dem Kontrollposten nähern. Zu gefährlich.

Linker Hand, auf halber Strecke zwischen Kontrollposten-Schranke und Wachturm, sitzen drei junge Männer im Abstand von je zehn Metern. Alle gucken in die gleiche Richtung bergab Richtung Nablus. Seit Tagen höre ich von Schikanen israelischer Soldaten. Werde ich jetzt selbst Augenzeuge? Dabei will ich doch nur zu den Samaritanern. „*Passport*, Pass.“ Der Soldat blättert eine Weile. Ruft dann seinen Vorgesetzten aus dem Wachturm herbei. Langsam kommt er auf uns zu. Befragt mich

nach den arabischen Visa, nach den israelischen Einreisestempeln, was ich hier wolle. Schließlich lässt er mich passieren. Ich blicke noch einmal zu den ruhig sitzenden jungen Männern hinüber, sie selbst können mich nicht sehen. Dann bin ich im Dorf der Samaritaner. Bekannt sind sie durch die in der Bibel festgehaltene Geschichte des barmherzigen Samariters. Weniger bekannt ist, dass sich die Samaritaner in alttestamentlicher Zeit vom Hauptstrom des jüdischen Glaubens absonderten und die Opferriten des Jerusalemer Tempels auf den Berg Garizim übertrugen.

Die Kultstätte, an der Jahr für Jahr nach alttestamentlicher Vorschrift unschuldige Lämmer am Pessachfest geopfert werden, lag vor wenigen Jahren noch recht einsam. Jetzt ist sie erweitert durch eine Zuschauertribüne samt überdachtem Versammlungsplatz und von Wohnhäusern umgeben. Auf einer Parkbank gegenüber sitzt ein Mann mit Wasserpfeife, ein anderer mit rotem Hut, der ihn als Priester aus dem Stamm Levi ausweist. Sie seien Anfang 1988, kurz nach Beginn der ersten Intifada, von Nablus auf den Berg gezogen, berichten sie. Aber sie würden sich nach wie vor bestens mit Palästinensern wie auch Israelis verstehen. Schließlich lebe die andere Hälfte der insgesamt 675 Samariter seit mehr als hundert Jahren in der Nähe von Tel Aviv. Die beiden



Drei Samaritaner – der Mann mit rotem Hut ist ein Priester aus dem Stamm Levi.



Museumsdirektor Hushey W. Kohen mit alten Thorarollen.

Männer empfehlen mir den Besuch eines Museums ganz in der Nähe. Ein Hinweisschild gibt es nicht, doch ich finde das Gebäude nach kurzem Suchen. Der Museumsdirektor selbst führt mich durch den Ausstellungsraum im ersten Stock – er wohnt eine Etage höher. Lange kann ich mich jedoch nicht aufhalten, der Sonnenuntergang schickt seine Kälte voraus.

Als ich mich dem Kontrollposten nähere, sehe ich die drei jungen Männer immer noch dort sitzen. Kein Zweifel mehr: Sie sitzen dort auf Befehl. Ich gehe auf den Ersten zu. Frage, wie es ihm geht. Der Nächste kann besser Englisch. Alle Drei sind wie elektrisiert. Beglückt, dass jemand Interesse für sie zeigt. Seit neun Uhr würden sie hier hocken, berichten sie. Eiskalt sei es da noch gewesen. Mittags saßen sie in der prallen Sonne. Jetzt, kurz nach vier Uhr nachmittags, kurz vor Sonnenuntergang, sind sie wieder in den kalten Schatten geraten. Was ihnen vorgeworfen wird? Sie sind durch die Landschaft gestreift, haben sich nicht



Foto: Gocke (3)

Checkpoint auf dem Weg zum samaritanischen Dorf.

auf den Straßen aufgehalten. Deshalb sind sie mit Hilfe von Warnschüssen festgenommen worden.

Ich frage den Soldaten, der umgeben von Betonblocks und Betonwachhäuschen allein an der Schranke steht. Er wisse nicht, wie lange die drei schon dort sitzen, antwortet er. Er habe erst seit zwölf Uhr Dienst. Warum dürfen die drei jungen Männer nicht gehen?“, frage ich erneut. Nun, so der Soldat, der Fall werde untersucht. Aber sieben Stunden lang? Dazu könne er nichts sagen. Da müsse ich seinen Chef fragen. Der komme bestimmt bald, momentan sei er nicht zu erreichen. Angesichts seiner

mit jedweder technischer Ausrüstung ausgestatteten Uniform fällt es mir schwer, dies zu glauben. Ich gehe zurück zu den jungen Männern. Biete an, etwas zu trinken und zu essen zu kaufen. Begeisterung.

Als ich zurück am Kontrollposten bin, stehen die jungen Männer. Unverändert im Abstand von zehn Metern. Debattieren in Hebräisch mit dem Soldaten auf dem Wachturm. Mit einer Handbewegung will der Soldat mich auf Abstand zu ihnen halten. Ich versuche ihn zu beruhigen, rede weiter mit den jungen Männern. Gebe ihnen die Lebensmittel. Einer kramt ein paar Dollars aus seiner Kleidung, will meinen Service bezahlen. Die Soldaten hatten ihnen die Zigaretten weggenommen. Wo ist das Sicherheitsrisiko?, frage ich mich und gehe schnurstracks zurück zum Soldaten an der Schranke.

Was haben wir in der Vorbereitung gelernt: De-Eskalation. Tief atmen. Sachlich bleiben. Fragen stellen. Von den Zigaretten will der Soldat nichts wissen. Das müsse vor seinem Dienstantritt gewesen sein. Ist denn irgendetwas bei den jungen Männern gefunden worden? Nein, so weit er wisse nicht. Seinetwegen könnten sie auch längst gehen. Aber seine Kollegen hatten den Eindruck, dass sie beabsichtigt hätten, den Kontrollposten zu umgehen. Ohne den Kontrollposten, gebe ich zu bedenken, hätte es das Problem gar nicht erst gegeben.

Ich rufe unsere Programmkoordinatorin in Jerusalem an. Sie kümmert sich sofort bei den übergeordneten Stellen um den Fall. Vorsorglich informiere ich meinen Kollegen David in Nablus per Mobiltelefon. Demonstratives Telefonieren kann die Situation zuspitzen – oder beschleunigen. Tatsächlich kommen zwei israelische Soldaten zum Kontrollposten zurück. Der eine ist Amerikaner und verwickelt mich in ein unverfängliches Gespräch. Offensichtlich sind sie auf dem Rückweg informiert worden. Denn im selben Moment, als sich die Koordinatorin meldet und bestätigt, dass auch höhere Militärstellen von den seit neun Uhr morgens festgesetzten jungen Männern wissen, dürfen sie plötzlich gehen.

Während ich noch mit dem Amerikaner spreche, bedanken sie sich überschwänglich bei mir. Auf dem Weg hinunter in die Stadt hole ich sie ein. Sie erzählen, dass sie eigentlich am Vormittag Gelegenheit zu einem Job in der Stadt gehabt hätten. Wieder sei ein Tag der Besetzung geopfert worden. Einer der jungen Männer will nach der Schule Rechtswissenschaften studieren. Obwohl ihm, wie er sagt, auch an diesem Tag wieder klar geworden sei: „Wer die Macht hat, steht über dem Recht.“